

Eduard Nagel, Trier

Was können wir mitnehmen?

Wie kann es weitergehen?

Einleitung zur Schlussrunde des Symposiums

Was wäre, wenn die Tagung jetzt zu Ende wäre? Mit was würde ich heimfahren? Ich muss gestehen, die Antwort wäre mir gestern nach den Vorträgen der Professoren Ebertz und Meßner noch leichter gefallen.

Es war eine spannende Tagung, in der zentrale Probleme benannt wurden. Durch die Sketche zu Beginn kamen wir schnell mitten ins Thema hinein. Manchem Pfarrer mag beim Gedanken an eigene Erlebnisse freilich das Lachen im Halse gekratzt haben.

Professor Ebertz gab uns eine klare Analyse der Situation, in der wir stehen. Unübersehbar tut sich die Schere immer weiter auf zwischen dem, was wir als Kirche vermitteln wollen, und dem, was unsere „Kunden“ erwarten. Und aus ihrer Perspektive mit gutem Recht erwarten, wenn etwa jemand zwanzig oder mehr Jahre keine Kirchenbank abnützt, aber immer Kirchensteuer bezahlt und dann eines Tages eine Dienstleistung von einer Stunde erwartet.

Professor Ebertz hat uns auch Richtungen angegeben, in die es gehen könnte: ein differenziertes Angebot entsprechend den deutlich unterscheidbaren gesellschaftlichen Milieus.

Freilich bleiben mir – ganz praktische – Fragen: Woher soll man das erforderliche Personal nehmen? Und: Soll man die bestehenden Gemeindestrukturen zerschlagen, wenn sie der Wirklichkeit ohnehin kaum mehr entsprechen?

Wichtiger aber noch scheint mir die theologische Frage: Wo bleibt das Kirchenbild des Zweiten Vatikanischen Konzils, dass das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen und ihre gemeinsame Verantwortung für die Kirche so deutlich herausgestellt hat, wenn es nur noch „Anbieter“ und „Kunden“ gibt? Wo bleiben da die mündigen Laien?

Professor Meßner hat uns dann eine wunderbare Vision der Kirche entworfen: eine Schar weiß gekleideter, himmlischer Gestalten – ein faszinierendes Bild. Eine Kirche, die ohne Mission, einfach aufgrund ihres Lebenszeugnisses ansteckt. Doch wenigstens 1500 Jahre war die Kirche anders. Davon ist ganz Europa bis heute geprägt. In Städten und Dörfern stehen die Kirchen noch im Mittelpunkt, manchmal vielleicht mehr Touristenattraktion als Ort des Gebets; aber noch steht das Kreuz über den Städten und Dörfern.

Soll man da die Säuglinge nicht mehr taufen? Ja, ist die Säuglingstaufe über eineinhalb Jahrtausende hinweg nicht auch ein locus theologicus, ein theologisches Argument für eine Kirche, die auch Massen zulässt, wodurch der allgemeine Heilswille Gottes zum Ausdruck kommt?

Professor Meßner hat sein Referat selbst einen „Gegenvortrag“ genannt, und die Spannung zwischen beiden war groß. Dann folgte der Vortrag von Weihbischof Schwarz.

Es war ein bewegender geistlicher Vortrag.

Aber er hat mich ratlos gemacht. Ratlos, weil der Soziologe und der Theologe zuvor Strukturfragen angesprochen haben, die nicht zu lösen sind ohne die Hierarchie, und auf diese Fragen geben mir die geistlichen Worte keine Antwort. Das klare Glaubenszeugnis

der Getauften entspricht der Forderung des Theologen; aber Leitbilder können nicht entstehen unabhängig von denen, für die sie gedacht sind. Und das sind nun einmal die Menschen dieser Gesellschaft in ihren unterschiedlichen Milieus. Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für die Strukturen der Kirche?

*Anschließende Schlussrunde**

Zusammenfassung

In der folgenden Diskussion wurden Anregungen vorgebracht für eine Massenkirche in einer neuen Form, mit einem niederschweligen Angebot für alle und höheren Anforderungen für die Vollinitiierten. Professor Ebertz verwies mit Nachdruck darauf, die Kirche gehe in ihrer derzeitigen Gestalt ihrem Ende entgegen, eine Umstrukturierung sei unausweichlich, die Frage sei, ob sie an ihrer Umgestaltung aktiv teilnehme oder dabei passiv bleibe. Er unterstrich nachdrücklich die Bedeutung der Milieus als Zielgruppen.

Professor Meßner stellte fest, die Kirche könne sich ihre Gestalt nicht selbst aussuchen. Er verwies darauf, dass bei der Tagung sich andere Kirchenbilder gegenübergestanden hätten als sonst in Diskussionen und erinnerte daran, dass schon die Alte Kirche nicht nur den Stand der Getauften kannte, sondern Katechumenen und Büsser als eigene Stände.

Gefordert wurde auch eine Umkodierung der Taufe, wenn sie Massentaufe bleiben soll.

Ebertz:

Ich denke, dass die Zielfrage ziemlich unklar ist. Was ist eigentlich das Ziel von Kirche, was ist das Ziel von Pastoral, von Liturgie? Wir haben darüber gar nicht gesprochen, wir haben im Grunde vorausgesetzt, dass das klar ist, aber ich habe den Eindruck, dass das eher nicht klar ist.

Das zweite ist damit unmittelbar verbunden, nämlich die Strukturfrage. Wie soll eigentlich die Sozialgestalt von Kirche aussehen, wenn sie ganz bestimmte Ziele hat – bzw. ganz bestimmte Ziele nicht hat? Um es konkret zu sagen: Wir stehen vor der Frage, ob Kirche Volkskirche / Massenkirche bleiben bzw. in einer neuen Form werden soll, denn in der alten Form kann sie das nicht bleiben. Das zeigt sich ja schon daran, dass allein in Wien nur noch etwa die Hälfte der Menschen überhaupt katholisch ist. Da zeigt sich ja bereits, dass die alte Form einer flächendeckenden Volkskirche, die sich mit der Bevölkerung eines Landes deckt, dem Ende zugeht. Aber Volkskirche in einem neuen Sinn würde aus meiner Sicht heißen: eine Kirche mit einem niederschweligen Angebot für alle. Die Alternative dazu wäre die Frage, ob die Kirche von ihrer Sozialform her zur freiwilligen Kirche, zur „Freikirche“ werden will, ja vielleicht sogar zur Sekte. Das ist eine Frage, die ansteht.

Ob man einen Prozess des Niedergangs einer ganz bestimmten Sozialgestalt von Kirche, nämlich der Volkskirche herkömmlichen Stils, in der stillen Hoffnung abwartet, dass es Winter sei und der Frühling kommen könnte, oder ob man erkennt – und da könnte die Soziologie meines Erachtens schon zum Realismus beitragen – was Faktum ist, dass nämlich

* Die anschließende Diskussion wird hier in Auszügen abgedruckt. Auslassungen innerhalb der einzelner Wortmeldungen sind durch Auslassungspunkte gekennzeichnet. Neben geringen stilistischen Glättungen wurde der Charakter der mündlichen Rede beibehalten.

eine ganz bestimmte Sozialgestalt der Kirche zu Ende geht und die Kirche selbst diese Transformation mitgestaltet, statt sie nur passiv hinzunehmen, um dann in kurzschlüssigen Notstandsverwaltungen überzugehen. Das sind für mich die ganz zentralen Fragen die anstehen, und wenn die geklärt sind, dann ist auch die Frage nach der Liturgie und nach einer liturgischen Differenzierung usw. zu stellen. Wenn wir eine Kirche der „weißen Gewänder“, eine Kirche der Reinen, der Jüngerschaft, der Jünger und Jüngerinnen [...] wollen, so ist ganz klar, dass wir dann Einheitsriten haben, wo die Latten hochgehängt und bestimmte Bekenntnisse und Bekehrungen abverlangt werden, Konversionserlebnisse und Konversionskommunikationen. Dann wird differenziert zwischen innen und außen, zwischen dem heiligen Rest und den anderen. Oder wollen wir eine neuartige niederschwellige Volkskirche [...]? Das würde freilich eine differenzierte Entfaltung von Liturgien, von Riten bedeuten, die dann auch milieudifferenziert sein müssen, denn daran geht kein Weg vorbei. D. h. sie müssten differenziert sein in Bezug auf Kirchennähe oder Christseinsnähe und diesen Prozess des Christwerdens auch zum Ausdruck bringen im Sinne einer gestuften, differenzierten Zugehörigkeit; zugleich aber müssten diese Liturgien noch eine andere Differenzierung aufweisen, nämlich eine Milieudifferenzierung, also eine Differenzierung auch nach Stadt und Land usw.

Zusammenfassend also kann gesagt werden: Wenn nicht Sekte, dann Differenzierung. Wenn aber gesagt wird, nicht Sekte, sondern Volkskirche im traditionellen (oder in einem neuen) Sinn, man aber nicht zur Differenzierung schreitet, dann sage ich, wird die Kirche zu einer Art verkappten Sekte. Dann werden wir etwas haben, was wir momentan bereits in diesem Zuge der Transformation haben, nämlich eine Fülle – und das wurde in dieser Tagung sehr deutlich – von Widersprüchlichkeiten, von Schizophrenien, von Inkohärenzen, also von Dingen, die zusammengehören, aber dann doch nicht zusammen passen, mit den Effekten, dass die Einzelnen unter diesen Widersprüchen enorm leiden und das „Burnout“, das Ausgebranntwerden, die inneren Emigrationen, die Apathie usw. enorm zunehmen.

Ich wünsche mir eine Kirche, eine Kirchenleitung, die die Zeichen der Zeit erkennt und weiß, dass dieser Gott ein Gott der Geschichte ist, eine Geschichte, die nicht nur Vergangenheit ist, sondern auch Zukunft heißt, gegenwärtig, zeitgenössisch ist und die Herausforderung der Transformation aktiv entwickelt und betreibt und nicht nur passiv hinnimmt und erleidet, erduldet: Lamentatio, lamentatio, lamentatio . . . das ist meines Erachtens keine Perspektive, und das ist schon gar nichts, was duftet, das ist etwas, das stinkt.

Meßner:

Ich kann sehr gut daran anschließen, was Herr Ebertz gerade gesagt hat: Ich komme auch nicht über Fragen und Aporien hinaus; ich vermute auch, dass wir über Jahre hinaus in der Kirche über Fragen und Aporien nicht wirklich hinauskommen werden.

[...] Ich frage mich – ich weiß sicher nicht die wahre Antwort darauf –: Kann es sich die Kirche aussuchen, ob sie zur Sekte werden will, oder ob sie – in welcher Gestalt auch immer – Volkskirche, Massenkirche, oder wie immer man das nennen will, bleibt? Ich habe gestern schon darauf hingedeutet: Die frühe Kirche war religionssoziologisch Sekte und sie hat sich das nicht ausgesucht. Man müsste übrigens auch, wenn man hier sehr selbstverständlich von „Sekte“ spricht, den Begriff Sekte ein wenig seines negativen Beigeschmacks entkleiden, denn Sekte ist ein religionssoziologischer Begriff und wird heute sehr diffus für bestimmte Vereinigungen verwendet. Sekte ist – sehr vereinfacht gesagt – eine Gruppe mit

hoher Binnenkommunikation und klarer Abgrenzung nach außen. Für die Alte Kirche war das eindeutig. Ob der Weg der Kirche – zumindest der Kirche in Mittel- und Westeuropa sowie in Nordamerika – wieder dorthin führt, kann man sich das aussuchen? [...] Der einzige Auftrag, den die Kirche hat bzw. was die Kirche anzutreiben hat, ist das Evangelium Gestalt werden zu lassen. Es mag Zeiten in der Geschichte geben – und es hat diese gegeben –, wo das Evangelium – religionssoziologisch gesprochen – in Form einer Sekte besser Gestalt gewinnt, als in Form einer Volkskirche. Also: Kann man sich das aussuchen? [...] Ich persönlich finde die – doch ziemlich gewaltige – Spannung, die sich zwischen unseren beiden Ausführungen ergeben hat, sehr interessant und fruchtbar. Es sind hier zwei völlig verschiedene Kirchenbilder, zwei „Visionen“ von Kirche, zur Sprache gekommen und zwar keineswegs jene beiden Kirchenbilder, die man heute so gerne gegeneinander stellt: die „Priesterkirche“ bzw. die „versorgte“ Gemeinde [...] auf der einen Seite und dann das eigentliche Kirchenbild der Zukunft, wo eben alle Getauften ihr allgemeines Priestertum ausüben – was immer das dann konkret heißt –, das Kirchenbild von „Lumen gentium“ auf der anderen Seite. In dieser Tagung [...] ist nicht das Kirchenbild, die Kirchenvision des Zweiten Vatikanischen Konzils das eigentlich reaktionäre Kirchenbild, sondern das Kirchenbild der Zukunft ist die Kirche als religiöse Dienstleistungsgemeinschaft. Das ist eine völlig andere Dichotomie zweier Kirchenbilder, und man sich muss wohl eingestehen, wenn man diesen Weg gehen will – und ich fände den Weg verheerend, jedenfalls wenn man ihn vorwiegend oder gar einseitig betreibt –, dass sich die Kirche, wo sie sich gesellschaftlich sehr wohl und noch auf lange Zeit gut positionieren könnte, zur Servicekirche, zur religiösen Dienstleistungsgesellschaft umgestalten möchte, dann das Zweite Vatikanische Konzil vergessen müsste, dann ist das von gestern oder von vorgestern. Das passt jedenfalls nicht zusammen: Auf der einen Seite einen theologischen „Oberstock“, die Kirchenvision von „Lumen gentium“ zu haben, und auf der anderen Seite faktisch im Leben der Kirche religiöse Dienstleistungsgesellschaft zu sein.

Ebertz:

Das II. Vaticanum hat aber auch kein Bild von Kirche gezeichnet, die zu einer Sekte wird. „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“ (Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“, Nr. 1). Dass die Freude und Trauer der Menschen von heute auch die Kirche angeht, das ist ja gerade nicht beim Sektenmodell der Fall. Sekte ist gekennzeichnet durch hohe Binnenkommunikation, scharfe Außengrenze – hohe Binnenkontrolle heißt das übrigens auch – und Binnensanktionierung; das würde dann natürlich nicht einhergehen mit dem Bild des II. Vaticanums [...].

Weihbischof Schwarz:

Es ist die Rede von der Asymmetrie zwischen Amtsträgern und ihrem Auftrag und ihren Erwartungen und den Erwartungen auf ekklesiastischer Ebene. Meine Frage ist: Wie geht es den Amtsträgern nach einer solchen Tagung, nachdem so viel an Differenzierung hier geschildert wurde? Vielleicht fahren die Amtsträger ratloser nach Hause als sie gekommen sind. Ich würde gerne mit den Amtsträgern dann über die Differenzierung reden, vor allem darüber, wieviel Differenzierung eine Gemeinde aushält. Wenn der Pfarrer es so macht, der Kaplan vielleicht strenger, die Pastoralassistentin noch strenger oder lockerer: Wie viel hält

eine Gemeinde aus an Differenzierung? [...] Das ist eine Frage, die bei mir noch da ist. Wie geht es den Amtsträgern jetzt und wie viel Differenzierung hält die *Communio* von Kirche aus?

Weiters würde mich interessieren, welche Fragestellungen es mit sich bringt, wenn die Familie als religiöses Deutungsmuster für Kirche bestimmend ist. Welche Familien meinen wir? Welche Gestalt von Familie gibt es, und was machen etwa die Alleinerzieher, wie verstehen sie ihre Familie [...] Das differenzierte Familienbild verlangt von uns ein differenziertes Angebot, aber was heißt das jetzt für uns? Werden wir für Familien als Gesprächspartner gesucht und ernst genommen? [...]

Wichtig ist mir die „Kirche im Augenblick“ geworden, denn ich erlebe als Bischof oft die Gemeinde nur im Augenblick meiner Anwesenheit als Bischof [...]. Wie gelingt es im Augenblick so da zu sein, dass für die Leute ein Ritus, ein Sakrament gefeiert, ein Fest erlebbar wird und sie in ihren Differenzierungen angesprochen werden? Das ist für mich die größte Herausforderung: Kirche im Augenblick zu erleben als Bischof, der nur zu Augenblicken in den Gemeinden ist.

Haunerland:

Ich phantasiere jetzt einmal eine Frage, die sich ein Praktiker stellen könnte, ganz bewusst auch an den Bischof: Für wieviel Differenzierung bekomme ich vom Bischof Rücken- deckung?

Weihbischof Schwarz:

Für jene Differenzierung, die die Freiheit des Menschen respektiert. Dort, wo Macht ausgeübt wird und die Frage der Feier der Sakramente zur Machtfrage wird, dort gibt es keine Rückendeckung mehr, um es negativ abzugrenzen.

[...]

Anfrage aus dem Plenum:

Sind es wirklich zwei Kirchenbilder, die nicht zusammengehen, oder sind es nicht einfach nur zwei verschiedene Ebenen, wie auf die Kirche bzw. auf deren Lehre geschaut wird? Geht es nicht viel mehr darum, die Ausführungen des Referats von Herrn Meßner in die Situation der Gesellschaft zu „inkarnieren“, wie sie von Herrn Ebertz dargestellt wurde?

Ebertz:

Man müsste jetzt genauer sagen, was man mit „inkarnieren“ meint. Also zu meiner Sicht von Kirche: Ich will ja nicht die Kirche als Dienstleistungskirche, ich sage ja nicht: Das ist das Ideal! Ich sage nur: Die Kirche wird faktisch dazu gemacht. In meiner Vision von Kirche, nämlich einer Massenkirche II mit niederschwelligem Angebot – die Massenkirche I, die Volkskirche, ist Vergangenheit, da können wir machen, was wir wollen – diese Massenkirche II wäre also eine Kirche, die betont *nicht* eine Kirche der Reinen und des heiligen Restes sein will. Das heißt, sie hat eine differenzierte Zugehörigkeit; das würde heißen, es gibt sozusagen verschiedene Annäherungen an das Christwerden. Ich behaupte, eine Volkskirche II geht davon aus, dass das Christwerden eine bleibende Aufgabe ist. Man geht nicht durch eine hohe Schwelle wie bei der Sekte hinein und dann ist man's, sondern das

Christwerden ist eine bleibende Aufgabe und die Kirche ist der Raum, der mich immer wieder dazu herausfordert, Christ zu werden. Wenn ich diese Dynamik erst einmal anerkenne – und dies wäre in diesem Bild von Massenkirche II oder Volkskirche II gegeben –, dann heißt das auch, dass ich hier verschiedene Formen der Zugehörigkeiten zulasse, die ja übrigens auch unsere Kirche kennt – z. B. die sozusagen „virtuosen“ Christen der Ordensleute, die alles auf eine Karte setzen usw. und sich verbindlich auf Dauer, auf Lebensdauer entscheiden, und wieder andere Formen der Zugehörigkeit. Da könnte man diese reine Theologie der Taufe natürlich einbauen; nur wäre sie dann nicht etwas, das an alle gerichtet ist, sondern nur an einige. Für mich wäre dann die Frage, ob man nicht die Firmung umgestalten sollte zu einem Sakrament der Auserwählten, der Eliten. Warum müssen alle flächendeckend gefirmt werden? [. . .] Das würde vielleicht auf der rituellen Ebene heißen: Ein Plädoyer für mehr Sakramentalien, z. B. Segnungsgottesdienste vor der Taufe usw.

Meßner:

[. . .] Gestufte, unterschiedliche Kirchengliedschaft hat es immer gegeben und gibt es natürlich bis heute. Katechumenen sind Kirchenglieder mit verminderter Kirchengliedschaft; die Büsser, die es heute in der Form nicht mehr gibt, waren in etwa das gleiche. Das Problem ist, dass man sofort für alle, in allen verschiedenen, zum Teil eben sehr geringen Stufen des Christseins mit der Taufe beginnt. Die Taufe ist [. . .] ein Ritus, der eine bestimmte Bedeutung kodiert und zwar nicht eine beliebige Deutung und nicht verschiedene Deutungen. Ich kann nicht in einem Ritus beliebig viele verschiedene Bedeutungen kodieren oder – besser gesagt – herauslesen. Die Bedeutung, die im Ritus der Taufe kodiert ist, ist durch den Ritus selber vorgegeben. Wenn man die Taufe für einen Eintrittsritus für alle auf allen möglichen verschiedenen Stufen des Christseins machen wollte, müsste man den Taufritus völlig umkodieren, dann müsste man außerdem in Kauf nehmen, aus der gesamten Tradition der Taufe herauszufallen. Taufe ist nicht beliebig kodierbar.

Wäre es nicht vielmehr günstiger [. . .], als generellen Ritus der ersten Christwerdung – ich würde das nicht eine Sakramentalie nennen – eine Kindersegnung als Aufnahme ritus in den Katechumenat zu machen, und die Taufe tatsächlich bei ihrer im Ritus kodierten Bedeutung belassen. Die Taufe und jeder Ritus verliert die Glaubwürdigkeit wenn beliebig viele verschiedenen Bedeutungen darin angeblich kodiert sein sollen, was ja nicht der Fall ist.

Anfrage aus dem Plenum:

Ich wollte fragen, wie viel Nicht-Differenzierung können die Amtsträger ertragen? Die Taufe wird doch als „Einheitsritus“ für alle Wünsche oder auch Sorgen, wie die Menschen zur Taufe kommen, verwendet; das entspricht dann aber eigentlich nicht der Zeichensetzung. [. . .] Die Taufe ist nicht x-beliebig deutbar, wenn wir sie als das ernst nehmen, was sie bezeichnet, und nicht einfach darüber hinwegdeuten. [. . .]

Das bedingt natürlich eine Änderung des ganzen Systems; denn wenn man Kinder nicht tauft, können sie nicht zur Erstkommunion, d. h. wenn man sie segnet, dann ist die Erstkommunion anders oder nicht so zu gestalten [. . .]. Eigentlich kommen wir dann dahin zurück, die Initiation als Initiation zu feiern und nicht so auseinanderzureißen. [. . .]

[. . .]

Anfrage aus dem Plenum:

Als Amtsträger in der Kirche möchte ich gerne dem Herrn Bischof auf seine Frage antworten: Wie viel Differenzierung halte ich als Pfarrer aus? Ich möchte diese Frage für mich umformulieren und sie positiv klingender stellen: Erfahre ich die vielfältige Differenzierung in meiner Gemeinde als Geschenk – als Geschenk des heiligen Geistes? Denn die Frage, was halte ich aus an Differenzierung, ist dann immer auch die Frage: Und wer fällt heraus aus der Differenzierung?

[. . .] Schwer tue ich mich mit Differenzierung dann, wenn zwischen den einzelnen Milieus hohe Mauern entstehen. Da glaube ich, ist mir als Pfarrer aufgetragen, dafür einzutreten, dass diese Differenzierungen doch noch in einem gewissen Maß miteinander können, wenigstens einmal im Jahr; dass also der Respekt voreinander nicht völlig verlorengeht; dass man als christliche Gemeinde dankbar ist für die Vielfalt – aber diese Vielfalt soll den anderen nicht ausschließen, sondern mit hineinnehmen in die Einheit.

[. . .] Die Symbolik der Taufe ist zwar nicht x-beliebig kodierbar, aber Symbolik an und für sich trägt in sich die Vielfältigkeit. Ich meine sehr wohl, dass die Taufsymbolik – gerade der Wasserritus – die geschöpfliche Dimension, die für mich in der Bitte um den Segen zum Ausdruck kommt, sehr wohl da ist. Es ist noch nicht die Fülle, aber es ist ein sehr wesentlicher Teil der Fülle. Wir müssen uns auch die Frage stellen, ob wir nicht in der Kodifizierung der Taufe zu einseitig waren, sprich: Befreiung von der Erbsünde, obwohl das auch schon die geschöpfliche Dimension mit hineinnimmt, aber nur nicht die positive Seite davon. Also vielfältig deutbar ist die Symbolik sehr wohl.

[. . .]

Anfrage aus dem Plenum:

Es gibt neben der soziologischen Differenzierung auch die lebensgeschichtliche Differenzierung. Ein Mensch ist immer im Werden: ein Kind, ein Pubertierender, ein Erwachsener, ein alter Mensch – das sind ungeheure Wege! [. . .] Dass Christsein ein *Werden* ist, ist mir zu wenig artikuliert worden. Es gibt Anfangsschritte und -entdeckungen, hilfreiche Gottesdienste, die noch nicht Vollform des Gottesdienstes sind, z. B. die Feier der Annahme, Überreichung des Evangeliums, Überreichung des Credos usw. Diese Schritte sind möglich bei der Sakramentenvorbereitung und dann – wann ist ein Christ fertig? Wie steht's mit den Fünfzigjährigen, wie mit den alten Christen? [. . .] Fehlt uns in der Kirche – und das möchte ich auch an die Bischöfe aussprechen – der Prozess des Christwerdens? Wozu die Pastoral, wozu helfen wir? Wir haben so einen „Einheitsbrei“ und die Menschen sind nicht einheitlich, auch im geistlichen Niveau nicht.

Anfrage aus dem Plenum:

Das Stichwort „Differenzierung“ möchte ich gerne in Verbindung bringen mit dem, was Herr Weihbischof Schwarz gesagt hat: Christen leben, was sie vom Evangelium begriffen haben. Ich glaube, wenn man diesen Satz ernst nimmt und durchdenkt, steckt schon eine Menge an Differenzierungspotenzial in den christlichen Gemeinden und in jeder Gruppe, wo Christen zusammenkommen, um einander zu ergänzen. Ich möchte hinzufügen: Menschen leben, was sie vom Menschsein begriffen haben, und das sollte dann auch ein An-

satzpunkt sein, mit jenen in Kontakt zu treten, die nach unseren Einschätzungen noch relativ wenig Ahnung vom Christsein haben.

In Frankreich gibt es den Begriff des „accueil“, d. h. Menschen willkommen heißen; das lässt sich nicht klar übersetzen, es geht nicht um eine bestimmte Methode, [. . .] sondern grundsätzlich darum, den Menschen, der kommt, einmal anzunehmen und zu sagen: „Du bist bei uns willkommen“. In einem zweiten Schritt wird dann geschaut: Was können wir für dich tun? Was können wir mit dir tun bzw. worum geht es? Das führt dann weiter in konkrete Schritte.

Stichwort „Erwachsenenkatechumenat“: Es gibt zur Zeit eine bischöfliche Projektgruppe unter Leitung von Weihbischof Krätzl, die entsprechende pastorale Leitlinien ausarbeitet, wobei diese Projektgruppe den Erwachsenenkatechumenat durchaus in einem sehr weiten Sinn verstehen will. Da geht es nicht nur um die Taufvorbereitung Erwachsener nach dem vorgedachten Weg, der über ein Jahr dauert, sondern es gibt auch differenzierte Modelle, die – etwa in Anlehnung an das Linzer Modell – kürzer dauern; etwa 8 Wochen soll ein solcher Weg dauern, und es soll auch nicht nur an erwachsene Taufbewerber gedacht werden, sondern auch an Revertiten oder Erwachsene, die überhaupt einmal an den Glauben Anschluss finden wollen.

Bei all diesen Fragen bleibt allerdings die Frage nach der Mystagogie offen. Was geschieht *nach* der Sakramentspendung? Das ist – glaube ich – ein großer blinder Fleck in der ganzen Pastoral, nicht nur in Österreich, sondern auch in Frankreich, wo seit Jahrzehnten der Erwachsenenkatechumenat durchgeführt wird. [. . .] Auch dort weiß man nicht, was danach geschehen soll. Dann passiert Folgendes: Wenn in Frankreich etwa 50% wirklich religiös Suchende sind, die in den Katechumenat eintreten, dann haben die anderen 50% noch immer andere Motive: sie wollen irgendwo dazugehören, oder die Imigranten wollen sich eben in die französische Gesellschaft integrieren – oder ähnliche Motive. Danach bleiben nur diejenigen in christlichem Kontakt, die Anschluss an eine Gruppe finden, entweder eine Gemeinde oder tatsächlich eine Gruppe. Alle anderen, so tief sie auch religiös motiviert waren, verlieren den Anschluss wieder.

Anfrage aus dem Plenum:

Ich möchte die Frage stellen, ob es wirklich notwendig ist, eine Massenkirche I und II zu differenzieren. Ich bin in einem Dekanat, wo wir über 50% Kirchenbesuch haben, und wenn man die Jüngeren, die nicht kommen können, und die Älteren wegzählen, sind es 60–70%. Also ich tue mich da sehr schwer, einfach plakativ zu sagen, die Massenkirche I ist tot.

Die Frage, die mich beschäftigt, ist: Könnte man nicht einfach versuchen, in der Volkskirche oder in der Kirche der bisherigen Massenkirche I die Charismen, die ja schon aufgebrochen sind und die angesprochen wurden (Taufkatechesen usw., auch die Charismatische Bewegung), zu sammeln? Das sind doch auch Zeichen der Zeit! Man sollte hier also versuchen, in der Volkskirche das Gute zu bewahren und zu behalten und auch die Menschen im Kairos-Charakter zu stärken. Ich glaube, jeder von uns hat eine ganz persönliche Situation, und wir dürfen nie vergessen, dass es für die Kirche schon schwierigere Situationen gegeben hat. Der Geist Gottes hat uns sicher nicht verlassen!

Weihbischof Schwarz:

Wenn wir Differenzierung als Geschenk erfahren, dann ist das eine schöne Erklärung, wie wohlwollend wir auf die Leute zugehen und ihre Vielfalt als Geschenk erleben können.

Da war die Rede von den Mauern zwischen den Milieus: Je mehr ich über die Milieus lese und weiß, umso mehr möchte ich mich hüten, Menschen in Milieus zu beurteilen und einzuteilen. Von daher meine ich auch: Gott denkt nicht in Milieus! Sein Denken ist anders und vor allem größer als unser Denken. Er darf mir auch im Milieu begegnen, aber ich will ihn nicht auf Milieus eingrenzen.

Meßner:

Ich möchte einerseits etwas zur Sache mit der vielfältig deutbaren Symbolik sagen: Symbole sind von ihrer Natur her nicht eindeutig. Eindeutige Symbole wären überhaupt keine Symbole, und dies trifft selbstverständlich auch auf die Taufe – gerade auch von ihrem Kernritus her – zu. [. . .] Innerhalb der gleichen Taufordnung gibt es ja ganz verschiedene Leitmetaphern und Symbole für den Wasserritus, z. B. als Mutterschoß: [. . .] Das Taufwasser als „Fruchtwasser“, des neuen Menschen. Das ist übrigens das Bild, das den klassischen, also den vor der letzten Liturgiereform geltenden römischen Ritus geprägt hat. Durch das II. Vatikanische Konzil hat – gerade was die Taufwassersymbolik betrifft – eine deutliche Umkodierung oder zusätzliche Neukodierung stattgefunden: Die Taufe als Todeswasser, das Wasser als Chaoelement, als bedrohliches Element. Das hätte dann übrigens wieder Auswirkungen auf den konkreten Vollzug. (Es ist kein Zufall, dass in den reformierten Taufordines sowohl im Kinder-, als auch im Erwachsenentaufritus das Eintauchen oder Untertauchen an erster Stelle steht; es ist also nicht ins Belieben gestellt, wie man das macht. Allerdings müssen – bei aller noch klarer herauszuarbeitenden Vielfalt der Taufsymbolik innerhalb der einen Taufordnung – die Bedeutungen, die kodiert werden, kohärent sein. Es können nicht miteinander nicht kohärente, nicht kompatible Deutungen in den einen Ritus hineingedeutet werden, das wäre eine Eisegese des Ritus.)

Ein zweite kurze Bemerkung zum Prozesscharakter: Das scheint mir eines der ganz entscheidenden Dinge zu sein [. . .]. Im Kindertaufritus kommen – wenn auch jetzt in relativ bescheidenem Ausmaß – Katechumenatsriten vor, die an sich vom Säugling im Augenblick des Vollzugs nicht existenziell eingeholt und vollzogen werden können. Sie weisen aber darauf hin, dass Taufe immer ein Weg, ein Prozess ist. [. . .] Dieser Prozess, dieser Weg der Christwerdung ist bis zum Tod nicht abgeschlossen, das heißt aber natürlich nicht, dass man erst am Totenbett getauft werden soll. [. . .] Es gibt Kriterien bzw. eine Prüfung, wann die Taufe möglich ist, und diese Prüfung besteht [. . .] im Exorzismus – nämlich eine Prüfung durch den Geist – und durch das Zeugnis der Paten: Hat der- oder diejenige schon eine gewisse christliche Lebensführung erreicht? Wie lebt dieser Mensch, der da um die Taufe bittet? Auch das Patenamnt [. . .] ist in einem so schlechten Sinn ritualisiert, dass es ja völlig seine Funktion und Bedeutung verloren hat. [. . .] Die Patenschaft ist eine wesentliche Funktion der *Ortskirche*. Müsste deshalb nicht der Pate oder zumindest ein Pate oder eine Patin nicht bloß von der Familie, sondern von der Kirche ausgewählt werden und tatsächlich auch Verantwortung tragen?

Ebertz:

Zum Stichwort „Kodierung der Taufe“: Also da bin ich nicht so ganz sicher, ob die Taufe immer so durchgängig, so eindeutig kodiert ist. Was ich zum Beispiel hier in diesen Tagen überhaupt nicht gehört habe, – das wäre vor dem II. Vatikanum *permanent* zur Sprache gekommen – das wäre die Kodierung oder Deutung der Taufe im Zusammenhang mit der Heilsdimension: Stichwort Erbünde, heiligmachende Gnade usw. [. . .]

Zweitens, zur Anmerkung des Herrn Weihbischofs Schwarz, Gott denke nicht in Milieus:

Das Problem dabei ist für mich, dass wir nicht Gott sind und dass wir als Menschen uns vergesellschaften in dieser Zeit – und das heißt auch in Milieus differenzieren. [. . .] Unsere Kirche verkündet einerseits einen Gott der Geschichte, einen menschengewordenen Gott, sie zeigt sich aber andererseits indolent gegenüber dem, was sich auf der Rezipientenseite, in der Gesellschaft tut! [. . .] Das scheint mir ein entscheidender Punkt zu sein, nämlich die Nichtwahrnehmung soziologischer Erkenntnisse in der Theorie und Praxis der Kirche. Warum sagt man, dass wir es uns noch erlauben können, praktisch *jenseits* der Milieus zu denken, wobei man selbst gleichzeitig – nämlich in der alltäglichen pastoralen Praxis – einem ganz bestimmten Milieu verhaftet ist und gar nicht merkt, dass man faktisch andere Milieus *ausschließt*. Ich will damit keineswegs vorschlagen, die Menschen in Schubladen zu sortieren, ich möchte aber darauf hinweisen, dass wir uns bereits selbst so sortieren; nicht ich oder irgend jemand sortiert, sondern wir sortieren uns und die Menschen sortieren sich danach. Solange wir diesen Differenzierungen nicht gerecht werden, [. . .] kommunizieren wir die Frohe Botschaft an den Menschen vorbei und sehen nicht, wie wir faktisch einem oder zwei Milieus verhaftet sind und andere permanent ausschließen, obwohl sie auch religiös hungrig sind.

[. . .]

Nagel:

[. . .]

Es gibt Dinge die sind so zentral, weil sie gelebtes Zeugnis sind, wie der Herr Weihbischof heute auch so deutlich und nachdrücklich gesagt hat, und ich denke, dass es bei allen Überlegungen – auch wenn es dann um strukturelle Fragen geht – darum geht: Was können wir jetzt tun? Welche Feiern sind sinnvoll, welche sollten wir erfinden oder ausprobieren versuchen? Wie sollen wir vorgehen mit jenen, die getauft werden wollen, oder die ihre Kinder taufen lassen wollen? [. . .] Ein Zeugnis von Menschen kann den Anstoß zum Nachdenken geben, der dann an alle geht [. . .]. Da streitet man sich eben nicht mehr um Kircheninterna, die uns so sehr sonst in den Beinen liegen und hemmen und hindern an allem Richtigen, sondern da kommt man ans Zentrale, und damit sind wir aber auch schon in den verschiedenen Milieus, wenn Taufe konsequentest gelebt wird [. . .]. Ich denke, dass die Liturgie insgesamt genau das ist, was uns dabei leiten kann – auch in der letzten Dorfkirche und in der letzten Stadtrandkirche ist es möglich, Liturgie zu feiern, die Menschen vor Fragen stellt. Wenn diese Liturgie so gefeiert wird, dass sie nicht eine Veranstaltung ist, um allzu sehr auf ein Milieu einzugehen, sondern wenn sie so gefeiert wird, dass ihre Grundaussagen enthalten bleiben; dass sie zum Zeugnis wird, zur Zusage des Wortes Gottes an die Menschen, die hier und jetzt mitfeiern. [. . .]

Persönliches Resümee der Referenten

Weihbischof Schwarz:

Gerade aus der Wortmeldung von Prof. Ebertz ist mir deutlich geworden, dass es mir nicht immer gelingt, mit Soziologen so ins Gespräch zu kommen, dass ich mich verständlich machen kann, oder dass ich sie verstehe. Dieses Gespräch zwischen Soziologie und Theologie war ja auch gestern in der Spannung deutlich spürbar und diese Spannung bleibt noch. „Wege wachsenden Taufbewusstseins“ war der Untertitel dieser Tagung, wir haben über Wege gesprochen, waren aber im Kartenlesen der Route nicht immer einig. Was vor uns liegt, ist die Aufgabe, dass wir im Gespräch miteinander den Weg gehen; dazu bin ich gerne bereit.

Meßner:

Die so lichtvollen Ausführungen von Herrn Ebertz gestern haben ein irgendwo diffus vorhandenes Wissen, oder ein vermeintliches Wissen, für mich klar gemacht, nämlich welcher ungeheuren Bedarf an Riten oder an Ritualen es gibt. Die Kirche muss sich dafür nicht schämen, wie sie es einige Zeit lang getan hat und zum Teil heute noch tut, wenn sie Riten und Rituale anzubieten hat. Das Problem dabei [...] ist die Frage der *Qualität* der Riten, wenn man das so nennen will, oder der Ästhetik der symbolischen Handlung. Das ist – meines Erachtens – eine zentrale Frage der Kirche. Ich fürchte – vielleicht ist das nur meine mangelhafte Erfahrung, dass es hier in der röm.-kath. Kirche schlecht aussieht. Es gibt unglaublich viel liturgischen Kitsch, und das Thema des liturgischen Kitsches ist – so weit ich sehe – noch sehr wenig behandelt. Kitsch z. B. in dem Sinn, dass Inhalt und Gestalt auseinander fallen, dass die Gestalt dem Inhalt unangemessen ist. Gerade beim Taufgottesdienst [...] ist vieles unterentwickelt [...].

Ebertz:

Ich nehme einmal die schmerzliche Erfahrung mit, dass es in der Tat sehr schwierig ist, einen Beitrag zu leisten für ein Heutigwerden, für ein Zeitgenössischwerden, ein Zukunftsfähigwerden von Kirche. Das ist eine ganz schmerzliche Erfahrung, aber die ich nicht nur hier mache.

Der zweite Punkt – Ich glaube, es steht eine Weichenstellung von Kirche an: Soll Kirche so bleiben, wie es in der Vergangenheit war (= Volkskirche I; das sind natürlich Idealtypen, da müsste man noch genauer differenzieren)? Sollte sie unter neuen Bedingungen eine neue Form von Volkskirche werden (= Volkskirche II)? Oder soll sie Freikirche werden, oder – im anderen Extrem – Sekte? Diese Weichenstellung steht an, und alles andere – wenn diese Frage sozusagen entschieden ist – hängt an dieser Weichenstellung, auch die Liturgie und die Tauffrage.

Drittens nehme ich die Herausforderung mit, [...] Einheit von Kirche neu zu denken – auch von soziologischer Seite her. Es gibt zwei Grundformen von Einheit: eine sozusagen „mechanische“ Einheit und eine organische Einheit. Bei der mechanischen Einheit machen alle alles gleichzeitig nebeneinander, während bei der organischen Einheit alle etwas anderes machen, aber sie wirken an einem gemeinsamen Ziel oder gemeinsamen Produkt mit. Ich glaube, was der Kirche ansteht ist ein Umschalten, eine Transformation von der mechanischen zur organischen Einheit. Das wäre nämlich auch ein Modernwerden von Kirche und hier könnten die älteren Kirchenbilder – z. B. das Bild des Leibes Christi, wo ja der

Fuß auch nicht das gleiche macht wie das Ohr – sehr hilfreich und inspirierend sein; oder auch das Bild vom wandernden Volk Gottes, was ja auch ein dynamisches und sehr vielfältiges Bild ist. Das Communio-Bild scheint mir hier nicht sehr hilfreich zu sein; oder wir brauchen eben eine neue Communio-Theologie, die Einheit in Vielfalt zu denken lernt.

Ein vierter Punkt: Ich wünsche mir einen stärkeren Einbau der Soziologie in die Theologie, in die theologische Ausbildung und eine stärkere Rezeption dessen, was Soziologie heute anzubieten hat, gerade seitens der praktischen und der liturgischen Theologen. Ich wünsche mir insbesondere, dass man die ausgestreckte Hand der wenigen Soziologen, die überhaupt noch Kirche begreifen wollen und sich für dieses Thema interessieren, nicht leichtfertig ignoriert. [. . .] Wir sind im deutschen Sprachraum ganz wenige Soziologen, die zugleich engagiert sind in der Kirche und mit ihr leiden, aber auch mit ihr denken und mit ihr hoffen.

Zuallerletzt wünsche ich ihnen allen einen Mut zum Ritus, einen Mut zur Entfaltung dieses reichen Schatzes der Kirche, der Entfaltung auch des Rituellen, der symbolischen Handlungen. Das Wasser soll bei der Taufe auch rauschen und fließen und zu spüren und zu sehen sein. Ich weiß, wovon ich rede, denn ich habe drei Kinder und wir haben bei der Taufe – gegen den Widerstand eines Pfarrers, mit dem wir befreundet sind – das Wassersymbol massiv entfaltet. Wir haben ihn dazu gebracht, dass er selbst ins Wasser greift, obwohl er das zuerst nicht wollte, und wir haben ihn dazu gebracht, dass das Kind in das Wasser getaucht wird [. . .]. Also Mut zum Ritus, Mut zu dieser nonverbalen Kommunikation. Das ist eines der wenigen Dinge, was Kirche von anderen Organisationen, von anderen Gesellschaftsakteuren unterscheidet. Das ist eine Ressource, die man in die Waagschale, auf den „Markt“ – ich sage das mal so – werfen kann. Vielen Dank.

[. . .]